

Liebe Freunde unseres Instituts !

Immer wieder freut es mich, wenn ich Lob und Anerkennung über das Niveau unserer Mitteilungen erfahre. Als 1. Vorsitzender des Vereins bin ich zwar im presserechtlichen Sinn verantwortlich, doch die Arbeit liegt bei den jeweiligen Autoren – letztlich jedoch bei Prof. Dr. Rudolf Grulich und seinem Team.

Bei der Auswahl unserer Artikel legten wir in diesem Heft den Schwerpunkt auf die Flüchtlingssituation, die ja zur Zeit jeden bewegt. Vertreibung, Minderheitenschutz und Volksgruppenrecht werden in den meisten Beiträgen thematisiert. Auch möchten wir auf die Buchvorstellung hinweisen: Pfarrer Gehrman hat auch in unserem Archiv gearbeitet und sich besonders die Frage gestellt, wieso war die Vertreibung der Sudetendeutschen aus der Tschechoslowakei möglich.

Wenn Sie diese Ausgabe in Händen halten, dann geht das Jahr langsam zu Ende! Ich will gerne die Gelegenheit beim Schopf packen, um unseren Mitarbeitern im Haus Königstein ein herzliches Dankeschön zu sagen, denn der Einsatz aller ist beachtlich und durchaus nicht selbstverständlich. Wir hoffen, dass wir alle gesund bleiben und weiterhin gemeinsam zum Wohl des Ganzen schaffen. Gottes Segen für die Mitarbeiter des Hauses, aber besonders auch für Sie und Ihre Familien!

Wir sind nun im achten Jahr in Geiß-Nidda im Haus Königstein und jeder, der zu uns kommt, spürt den besonderen Geist, der hier herrscht: das merkt man besonders bei den Tagen der offenen Tür, die wir auch im kommenden Jahr wieder anbieten werden. Sie werden in den jeweiligen Mitteilungen angekündigt und auch in der Lokalpresse angezeigt. Wir freuen uns auf Ihren Besuch.

Bei dieser Gelegenheit darf ich auch ein lobendes und dankbares Wort über die Zusammenarbeit mit der Presse generell sagen. Wir sind selber erstaunt, wie viele Beiträge aus unseren Mitteilungen in verschiedenen Heimatblättern und anderen Publikationen nachgedruckt werden.

Zum Schluss darf ich Ihnen im Namen aller Mitarbeiter ein gesegnetes und schönes Weihnachtsfest wünschen.

Ihr



Pfr. Dr. Wolfgang Stingl
1. Vorsitzender und
Vertriebenenseelsorger des Bistums Mainz

Flüchtlinge in der Welt – eine Herausforderung für die Kirche

Der heilige Papst Johannes Paul II. hatte bald nach seiner Wahl zum Papst die Flüchtlingsfrage als „die größte Tragödie unserer Tage“ bezeichnet. Das nahmen 1981 *Kirche in Not* und die *Königsteiner Anstalten* zum Anlass, den jährlich seit 1952 in Königstein stattfindenden *Kongress Kirche in Not* unter das Thema zu stellen: *Flüchtlinge in der Welt – eine Herausforderung für die Kirche*. Neu an diesem von über 500 Teilnehmern aus 30 Nationen besuchten Kongress war ein vorgeschalteter Jugendtag, an dem über 70 junge Erwachsene teilnahmen. Fachleute informierten mündlich und schriftlich über diesen Kongress, der bereits damals darauf hinwies, dass aus den Konfliktherden in vielen Teilen der Welt Dutzende von Millionen Menschen auf der Flucht waren. Der sudetendeutsche Völkerrechtler Otto Kimminich behandelte in seinen Ausführungen das Thema *Flüchtlinge – ein Weltproblem*. P. Bernhard Tonko stellte Wien als Flüchtlingsdrehscheibe vor, andere Referate waren den Flüchtlingen in Afrika, Asien und Lateinamerika gewidmet. Bei den Berichten über die Lage der Kirche standen damals noch die kommunistisch regierten Länder im Mittelpunkt, aber auch die Lage der Christen in der Türkei, aus der schon seit den 70er Jahren, vor allem aus Ostanatolien, Christen nach Europa kamen.

Wie jedes Jahr war der Schlussvortrag von Pater Werenfried van Straaten Höhepunkt und Abschluss des Kongresses, dessen „Königsteiner Entschließung '81“ die „weltweite Ächtung der Vertreibung und der rassischen, religiösen und politischen Unterdrückung, die zur Flucht führt“, forderte. Eine eindrucksvolle Gebetsstunde, die Vertriebenenbischof Heinrich Maria Janssen und Pater Werenfried mit Texten und Fürbitten von Rudolf Grulich und Prälat Josef Haltmayer gestalteten, hatte die Teilnehmer auch pastoral in das Thema eingeführt, dazu kamen Meditationen des Lagerpfarrers Peter Görlich aus Friedland und der eindrucksvolle Gottesdienst des weißrussischen Bischofs Sipovich im byzantinischen Ritus. Rudolf Grulich hatte nicht nur die Texte der Gebetsstunde verfasst, die sich auf die Not der Flüchtlinge und Verfolgten bezogen, sondern leitete auch die Podiumsdiskussion des Kongresses.

Pater Werenfried, in Königstein seit 1948 bekannt und mit seiner *Ostpriesterhilfe/Kirche in Not* als *Speckpater* in Königstein fast beheimatet, nannte Brennpunkte des Flüchtlingselends, das er auf weltweiten Reisen kennenlernte, und erinnerte daran, dass uns auch heute in den Flüchtlingen die Heilige Familie auf der Flucht

vor neuen Machthabern wie Herodes begegne. Es sei eines Christen unwürdig, zwar Christus im Tabernakel unter uns zu haben, aber dem Herrn unser Herz nicht zu öffnen, wenn er als notleidender Flüchtling kommt.

Werenfried erinnerte daran, dass das katholische Königstein mit dem Thema des Kongresses zu seinen Ursprüngen zurückkehre: „Die Königsteiner Anstalten, unser Werk *Ostpriesterhilfe* und die *Kongresse Kirche in Not* sind entstanden aus der Sorge um die Heimatvertriebenen und Flüchtlinge.“ Im Auftrag und mit dem Segen der Päpste Pius XII., Johannes XXIII., Paul VI. und Johannes Paul II. habe er die Hälfte seines Lebens den Flüchtlingen und Verfolgten widmen dürfen und habe er das Flüchtlingsproblem immer in erster Linie als ein Appell an unsere christliche, ja an unsere religiöse Pflicht empfunden und gedeutet. Der Speckpater zeigte bei seiner Rede Maria als das Urbild der Schmerzensmutter auf und berichtete, wie er ihr in Zaire und Vietnam, in Hongkong und Friedland ebenso begegnete wie in den trostlosen Barackenlagern im Nachkriegsdeutschland und unter der Zeltplane einer arabischen Flüchtlingsfamilie in Palästina. „Sie ist keine deutsche Mutter und auch keine vietnamesische und keine angolesische, denn der Schmerz hat keine Nationalität. Sie ist eine der Millionen aufgescheuchter, verschleppter, verfolgter und geschändeter Mütter dieses Jahrhunderts. Ihr Mann ist gefallen oder ermordet, gefangen oder vermisst. Ihr Haus ist zerstört und enteignet. Ihren Besitz hat sie zurückgelassen oder verloren, oder er wurde ihr genommen. Ihre Dorfkirche liegt in Trümmern ...“

Werenfried fragt weiter, warum dieses Elend nicht wie eine Kollektivschuld das Gewissen der Christenheit bedrückt. Er berichtet, wie seine Kapellenwagen Lebensmittel in das zerstörte Deutschland brachten und dass es Fastenopfer der flämischen Jugend für arme Brüder und Schwestern in Flüchtlingslagern Nachkriegsdeutschlands gab, als er die *Ostpriesterhilfe* gründen konnte. Es geschah 1947 mit seinem Artikel *Kein Platz in der Herberge*. Als die deutschen Vertriebenen nicht mehr Not litten, ermunterte er sie, für andere Vertriebene zu spenden, für Palästinenser seit 1956, dann für die Not in Asien und Afrika. Dann geißelte Werenfried in seiner Rede auch Versäumnisse der Christen, die oft durch „Selbstsucht das Christentum so kompromittieren, dass es ein Wunder wäre, wenn die besitzlosen Völker dieses Christentum noch schätzen würden.“

Wer Pater Werenfried noch kannte, weiß, wie ehrlich er es meinte und wie er seinem Ideal bis zu seinem Tode im Jahre 2003 treu blieb. Deshalb appellierte er beim Kongress 1981: „Lassen wir denn in Gottes Namen die Liebe wieder aufwecken, die Türen und Herzen öffnet. Denn wir Menschen gehören alle zusammen.“ Das gilt auch heute in der neuen Flüchtlingsnot unserer Tage.

Den gesamten Vortrag können Sie nachlesen oder bestellen, ebenso das Buch *Sie nennen mich Speckpater*, in dem Pater Werenfried die Anfänge seines Werkes beschreibt, das auch heute noch vielen Flüchtlingen hilft. Deshalb bitten wir auch heute um Ihre Spende.

Angelika Steinhauer

Eine katholische Kindheit im Lager im evangelischen Oberfranken

70 Jahre sind seit Kriegsende und dem Beginn der Vertreibung vergangen, die 15 Millionen Deutsche aus ihrer angestammten Heimat vertrieb. Darüber sprach Rudolf Grulich in Creußen, wohin er 1946 als Kind vertrieben wurde und wo er fast fünf Jahre im Lager verbrachte. Der „Nordbayerische Kurier“ schrieb zu seinem Vortrag unter anderem: „Der Referent ist sehr bewegt: Den ganzen Nachmittag hat er sich schon mit Freunden seiner Kindheit unterhalten. Natürlich ging es da um die Vergangenheit. Creußen, das Flüchtlingslager, über das er an diesem Abend referiert, und um die vielen Eindrücke von damals, die in ihm wieder lebendig werden. Dazu die aktuelle Lage der heutigen Flüchtlinge, denn als Kirchenhistoriker hat sich Grulich intensiv auch mit dem Orient befasst. Er kennt ihn gut und weiß über die Not der Menschen Bescheid.“ Wir bringen im folgenden einen Teil seines Vortrags mit persönlichen Erinnerungen aus dem Lager.

Kann man sich als Erwachsener wirklich noch an das erinnern, was man als zweieinhalbjähriges Kind erlebte? Oder sind es nur Projektionen dessen, was der Knabe später im Lager bei den abendlichen Erzählungen der Erwachsenen in der überfüllten Baracke hörte? Von der Fahrt im Güterwagen (oder war es ein Viehwaggon?) durch Prag, das die Vertriebenen aus Mähren damals im September 1946 zum ersten Male sahen? Die Menschen weinten, als sie den Hradschin sahen, der in der Abendsonne leuchtete. Hatte ich so oft vom ersten Durchgangslager auf reichsdeutschem Boden im oberpfälzischen Wiesau gehört, dass ich glaube, mich zu erinnern? An den Bahndamm, von weißen Armbinden übersät, die endlich weggeworfen werden konnten, weil man in Deutschland war und nicht mehr mit dem schwarzen N auf weißem Grund stigmatisiert war? Hatte ich das Lagerlied von Wiesau schon im September 1946 gehört oder kannte ich es nur aus den späteren Lagern?

Ein solches weiteres Lager war Bayreuth, direkt am Festspielhügel, zu dessen Füßen nun Vertriebene hausten, wo in den Jahren zuvor Nazigrößen den Erben Richard Wagners die Ehre gaben.

Erst das Lager in Creußen im damaligen Landkreis Pegnitz wird für mich wirklich konkret mit seinen vier großen Baracken, die im Krieg Zwangsarbeiter aus dem Osten, meist Tschechen bewohnten und nun Vertriebene für fünf Jahre beherbergten. Da gab es Sudetendeutsche und Schlesier, aber auch Ungarndeutsche, Bessarabier und Buchenländer, wie damals die Bukowinadeutschen hießen. Aber da war auch der kleine *Wolly*, ein Russe, der mit der Mutter und Großmutter 1951 nach Amerika ging, weil die Frauen wegen des Koreakrieges damit rechneten, dass Stalin bald auch Deutschland besetzen würde. Sein Vater war auf deutscher Seite gefallen. Heute vermute ich, dass *Wolly* ein Ukrainer war und Volodymir hieß, die ukrainische Form des bekannten Namens Vladimir. Ein Ukrainer war auch am Bahndamm im Stockheim begraben, 1945 erschossen. Fast täglich stellen wir ihm Blumen in Konservenbüchsen aufs Grab, bis die Toten dieser Einzelgräber alle in Zentralfriedhöfe umgebettet wurden.

Die Frauen waren im Lager in der Überzahl, denn viele Männer waren noch Jahre lang in Gefangenschaft: Mein Vater bis November 1947 in Frankreich; der Großvater mütterlicherseits kam schon im Mai 1947 aus englischer Gefangenschaft in Ägypten; ein Onkel, der in Polen im Bergwerk Zwangsarbeit leistete, wurde erst 1950 entlassen. So bildeten Mutter, Großmutter, Urgroßmutter, ein 15-jähriger Onkel und eine Großtante die Familie des Kindes, das als Spielzeug zwei alte Atlanten hatte.

Später fragte ich mich immer und frage auch heute meine Zuhörer gerne bei den Diskussionen nach Vorträgen zum Vertriebenenthema, was sie wohl eingepackt hätten, wenn nur 30 Kilogramm Gepäck zur Mitnahme erlaubt waren. Wir hatten jedenfalls im Vertreibungsgepäck zwei Atlanten, aber auch das große *Leben Jesu* von Alois Cigoj mit seinen wunderbaren Stichen und Bildern aus Palästina. Heute spielen die Kinder mit Puzzles, ich hatte die Möglichkeit, von den Erwachsenen die Umrisse und Konturen der Staaten Europas zu lernen, die allerdings damals anders aussahen als später beim Erdkundeunterricht auf dem Gymnasium in Bayreuth. So lernte ich bereits



*Erste Fronleichnamprozession
im Lager Creußen*

die Grenzen Estlands, Lettlands oder Litauens kennen, aber auch die anderer Länder, die erst nach 1991 wieder erstehen sollten.

Von Creußen waren es in alle vier Himmelsrichtungen mindestens zwölf Kilometer bis zur nächsten katholischen Kirche: nach Trockau, Bayreuth, Kirchenlaibach oder Thurndorf. „Wie oft bin ich diese Strecke mit Mutter und Großmutter gelaufen?“ Nach Bayreuth gab es immerhin den Zug, um in der Schlosskirche die hl. Messe zu feiern, ebenso nach Pegnitz. Aber Trockau und Thurndorf erreichte man nur zu Fuß. Ich erinnere mich an gemeinsames Rosenkranzbeten in den Baracken, an abendliche Liederstunden der Frauen mit den Marienliedern, die das *Gotteslob* nicht mehr kennt. Am schönsten sang die halbblinde Großtante Anna Lieder wie *Über die Berge schallt, Milde Königin gedenke, Segne Du Maria*, aber auch Lieder wie *Ihr Engel Gottes, eilt hernieder* oder *Den letzten Gruß der Abendstunde*.

In den Kirchen, die wir mühsam meist zu Fuß erreichten, sang man diese Lieder nicht. Dort hatten die Einheimischen ihre festen Plätze und waren wir Fremde. Oft standen wir ganz hinten wie in Jerusalem im Vorhof die Heiden. Aber es gab schon früh die Flüchtlingswallfahrten! Heute erreicht man von Creußen aus Vierzehnheiligen in einer Stunde. Aber wie war es 1947, als mich Mutter, Großmutter und Urgroßmutter schon auf die Wallfahrt mitnahmen? Mit dem Zug ging es nach Bayreuth. Dann Warten und Umsteigen nach Neuenmarkt-Wirsberg, von dort weiter nach Lichtenfels und vom Bahnhof zu Fuß zu der prächtigen Basilika der Vierzehn Nothelfer. Vom Elend der Baracke in den Barockbau Balthasar Neumanns! 1947 zelebrierte der aus dem Ermland vertriebene Bischof Maximilian Kaller den Hauptgottesdienst. Bei der Predigt gab es Unruhe und Murren. Ich saß auf den Stufen eines Seitenaltars und sah die enttäuschten Gesichter um mich. Der Bischof hatte klar gesagt, dass es kein Zurück in die alte Heimat gäbe. Die Vertreibung sei eine Tatsache; man müsse sich hier einrichten! Dabei waren wir alle in Creußen doch so froh, nahe der tschechischen Grenze zu sein und es nicht weit zu haben, wenn es endlich zurück in die Heimat ginge!

Im Lager ging es behutsam aufwärts. Der Schritt von der Großraumbaracke, in der mehrere Familien hausten, zum eigenen, wenn auch kahlen Raum war ein enormer Luxus. Außerdem kam Großvater zurück mit etwas Schokolade, Ölsardinen und einer Papierkrippe aus Ägypten. Ende 1947 sah ich auch erstmals bewusst den Vater, der mich als sechs Wochen alten Säugling bei einem Heimaturlaub aus Russland zum letzten Male gesehen hatte. Kurz vor Vaters Rückkehr aber scheiterte ein Versuch, in der Fränkischen Schweiz in einem Bauernhof menschenwürdigere Unterkunft zu finden. Es war die Hoffnung auf eine katholische Umgebung, auf die Kirche im Dorf, die den Frauen der Familie Begeisterung für den Auszug aus dem Lager

gab, noch ehe die Kriegsgefangenen heimgekehrt waren. Es war der katholische Bauer in dem katholischen Dorf, an dessen Haltung, ja Morddrohungen gegen das Kind, die Aufnahme scheiterte und wir wieder für Jahre ins Lager zurückkehrten.

Dann kam 1948 ein Priester aus dem Sudetenland! Eine Baracke wurde zur Hälfte als Notkirche hergerichtet, nachdem die ersten Gottesdienste im evangelischen Pfarrsaal zelebriert wurden. Wir hatten nun täglich Gottesdienst, schon vor Weihnachten 1948. Unvergesslich sind mir die Rorate-Ämter, der kurze Weg um die Baracke im damals hohen Schnee, als die Winter noch hart waren.

Vater hatte aus der Gefangenschaft einen weißen Seidenturban mitgebracht, den ihm ein marokkanischer Soldat zur Entlassung geschenkt hatte, weil Hassan der Meinung war, auch er wäre als Marokkaner nur ein besserer Gefangener. Vater nutzte den Seidenstoff, um den Tabernakel in der Kirche damit auszuschnücken. Ein kleiner Glockenturm für die Kirche folgte. Zwei kleine Räume in der Kirchenbaracke kamen hinzu, die als Jugend- und Lese-Raum dienten. Als ich 1950 in die Volksschule kam, war es bald ein Sonntagserlebnis, nach der Messe in den Zeitungen und Zeitschriften des Leseraums zu lesen. Da lagen das *Fränkische Volksblatt* und der *Volksbote*, Heimatzeitungen und Illustrierte, die Pfarrer Josef Schmitz abonniert hatte. Auch nach der sonntäglichen Nachmittagsandacht war der Leseraum geöffnet.

Bald kam eine Pfarrbibliothek hinzu, deren Bücher Spenden aus der Schweiz waren. So sind mir Schweizer Autoren und Priesterdichter ein Begriff, die heute kein Germanist mehr kennt. Es gab sogar Bücher geschenke aus der Schweiz. Unvergessen und immer noch in meiner Bibliothek ist der Band *Ewiges Abendland*, den die Schweizer Firma Migros 1946 finanzierte und dessen Bilder mich prägten und formten: Europa von Sizilien bis Skandinavien, von England und Frankreich bis in den europäischen Osten. Da gab es Bilder von Kulturlandschaften, Tempeln und Kathedralen, Burgen und Bürgerbauten, die Fernweh weckten, das bis heute nicht gestillt ist. Ich las zum ersten Mal Namen wie Platon, Dante und Calderon, aber auch Fritjof Nansen und Henri Dunant. Problematisch waren die nackten griechischen Statuen und ein wunderschöner Akt von Renoir, den Mutter und Großmutter schnell überblättern, wenn sie mir vorlasen.

Bei aller Armut des Lagers hatten wir Geld für Zeitschriften und Kalender, an erster Stelle für die *Königsteiner Rufe* und das *Königsteiner Jahrbüchlein*. Ich verschlang die Beiträge über die alte Heimat, ihre Kirchen und Bistümer, über große Männer und Frauen des deutschen Ostens.

Die Barackenkirche in Creußen wurde ein Ort der Bildung. Die Ackermannsgemeinde schickte Referenten, an die ich mich ebenso

erinnere wie an die Volksmissionare der Redemptoristen. Mit Pater Schindler korrespondierte ich 40 Jahre später, als er längst deutscher Seelsorger in Kanada war und ich die *Mitteilungen des Sudeten-deutschen Priesterwerkes* redigierte und seine Briefe unter der Rubrik *Unsere Missionare* brachte. Durch einen Vortrag des Bruders des slowakischen Präsidenten Tiso hörte ich zum ersten Male vom Schicksal des 1947 hingerichteten Politikers. Dieser Vortrag in der armseligen Kirchenbaracke war gut besucht wie alle religiösen und kulturellen Veranstaltungen. Der Bruder weinte und mit ihm viele Zuhörer, als er vom Tode des deutschfreundlichen, aber zutiefst antinationalsozialistischen Präsidenten berichtete.

Es gab bald auch Referenten aus den Reihen der Vertriebenen, denn auch unter den Vertriebenen gab es Intellektuelle und Politiker, die solche Vorträge organisierten. Da war der Schulrat a. D. Hugo Simm, einst Abgeordneter in Prag, oder Oberlehrer Hugo Schöller, Oberlehrer Josef Landeck und Mittelschullehrer Wilhelm Pfeifer.

Als 1958 zur 600-Jahrfeier der Stadterhebung von Creußen Joachim Kröll eine Geschichte der Stadt Creußen schrieb, nannte er diese Namen und hob hervor: „Durch abwechslungsreiche Vorträge schützten sie ihre Schicksalgefährten vor einem Umsichgreifen der gefährlichen Lagerpsychose, halfen ihnen, sich in das neue Lebensverhältnis einzufügen und für eine spätere Eingliederung reif zu machen. Wegen der charakteristischen Ganzheit des Vortragskreises begegneten auch einheimische Bildungsbeflissene der Kulturarbeit mit Interesse.“ So entstand in Creußen die erste Volkshochschule des Landkreises Pegnitz nach einer Volksbildungswoche, die vom 3. bis 8. Oktober 1949 von 2000 Hörern besucht wurde.

Gern denke ich an die Zeit im evangelischen Kindergarten in Creußen am Hintermühlweg bei den Diakonissen. Wie lebendig erzählten sie von unserem Herrn Jesus! Wie feinfühlig gingen sie auf uns wenige katholische Kinder ein! Gleiches gilt von den Jahren der Volksschule. Es wurde damals bis zum Neubau 1951 einer Volksschule in Creußen in verschiedenen Räumen unterrichtet, was beim katholischen Religionsunterricht Gebäudewechsel und lange Wege durch die Stadt bedeutete. An Fräulein Oberlehrerin Marie Schoepf, die uns in den ersten zwei Klassen unterrichtete, und Lehrer Georg Speckner denke ich noch heute in Dankbarkeit. Im Fach Heimatkunde weckten sie meine Liebe zur Geschichte.

Die 1948 entstandene Seelsorgegemeinde Creußen unterstand kirchenrechtlich der Pfarrei Thurndorf, war aber in der Seelsorge völlig selbständig. Außer in Creußen gab es Gottesdienste jede zweite Woche am Sonntagnachmittag in der evangelischen Kirche in Seidwitz, manchmal auch im Schulhaus in Gottsfeld. Die bescheidene Barackenkirche wurde immer mehr ausgeschmückt, sie erhielt Seiten-

altäre mit Herz-Jesu- und Herz-Maria-Statuen und einen Kreuzweg. Ein Fortschritt war auch das Harmonium, das Josef Schön spielte.

Manchmal schmerzte es uns katholische Kinder, nur eine Barackenkirche zu haben. Trotzig betonten wir gegenüber den evangelischen Mitschülern, dass ihre gotische Jakobus-Kirche bis zur Reformation katholisch war, und riskierten dafür sogar eine Rauferei. Umso fleißiger schmückten wir die Fronleichnamsaltäre, wenn seit 1949 die Prozession zum ersten Mal durchs Lager zog und brachten im Mai, in dem es täglich am Abend Maiandachten gab, selbst gepflückte Wiesenblumen zum Marienaltar. Die Maiandachten waren nie langweilig, hatte doch Pfarrer Josef Schmitz jedes Jahr neue thematische Lesungen: über große Marienverehrer, über Maria im Laufe der Geschichte als Helferin der Christen bei Lepanto, vor Wien und Peterwardein, über Marienwallfahrtsorte im Osten, die ich heute gerne aufsuche und anderen Menschen zeige, erkläre und nahe bringe.

Auch als fast jeder vertriebene Katholik das Bamberger Gesangbuch hatte, lagen bei jedem Gottesdienst einfache Liederzettel in den Bänken, weil die Lieder der Heimat im Diözesangesangbuch fehlten. Wie freuten wir uns über die Schubert- oder Haydn-Messe! Wie gewaltig erklang in der Osternacht das Lied *Alleluja! Des Todes starker Überwinder entsteigt der dunklen Grabesnacht!* Oft habe ich es später bei gleicher Melodie, aber in der jeweiligen Landessprache in Mähren, in der Slowakei, aber auch in Slowenien und Polen gehört.

Ende der 40er Jahre zählte Creußen mit den umliegenden Dörfern rund 2000 Katholiken. Bald sank diese Zahl, weil viele Menschen abwanderten und anderswo Arbeit fanden. Als 1951 das Lager aufgelöst wurde, blieb noch ein ganzes Jahrzehnt die Barackenkirche bis zum Neubau der heutigen Kirche St. Marien 1961 bestehen. Es ist schade, dass diese Notkirche dann abgerissen wurde. Aber sie lebt in den Herzen derer, denen sie kirchliche Heimat bot.

Die Jugendarbeit wurde von der Jungen Aktion der Ackermannsgemeinde getragen. Wenn in diesem Jahr der spätere Generalsekretär der Ackermannsgemeinde, Franz Olbert, 80 Jahre alt wurde, so möchte ich an dieser Stelle gerne an seine Arbeit als Diözesansekretär der Ackermannsgemeinde in Nürnberg erinnern. Unermüdlich besuchte er die Gruppen in der Diaspora. Wir trafen uns mit Jugendgruppen anderer Vertriebenenpfarreien zu Grenzlandfahrten, so mit den Jugendlichen aus Schwarzenbach a. d. Saale in Hohenberg a. d. Eger und auf der Jugendburg Feuerstein in der Fränkischen Schweiz. Vielen damaligen Freunden begegne ich heute bei Vorträgen, die sie in ihren Pfarreien organisieren. Heute sind wir als Kinder der Kriegs- und Nachkriegszeit bereits Zeitzeugen, vielleicht auch bald die letzten Mohikaner!

Rudolf Grulich

Das Emauskloster in Prag und Beuron

Fabian Boungard beeindruckte mit seinen umfassenden Kenntnissen die Zuhörer am Tag der offenen Tür, als er seine Magisterarbeit vorstellte, die er über Beuron und das Kloster Emaus in Prag verfasste und dazu auch in unserem Hause recherchierte.

Lebhaft und engagiert berichtete er darüber, wie die Benediktiner-Mönche aus Beuron (in Hohenzollern) in dem fast zerfallenen Kloster Emaus in Prag eine neue Heimat fanden. Grund für die Niederlassung in Prag war der Kulturkampf von Bismarck (1875), der damals zahlreiche katholische Klöstergemeinschaften aus dem Deutschen Reich vertrieb. Die Mönche im neubesiedelten Kloster in der Neustadt von Prag nutzten die Chance, ein neues Profil eines Klosters in einer Großstadt umzusetzen.

Emaus war von Kaiser Karl IV. als slawisches Kloster begründet worden, in dem die Liturgie des römischen Ritus nicht in Latein, sondern in der slawischen Volkssprache gefeiert wurde. Das Emauskloster erhielt seinen Namen vom Volk, da die Einweihung des Klosters am Ostermontag 1347 stattfand und die Kirchenbesucher zum ersten Mal das Evangelium von den Emausjüngern in der Volkssprache hörten und verstanden. Durch die Jahrzehnte hindurch entwickelte sich das Kloster unter den Mönchen aus Beuron zu einem Zentrum der liturgischen Bewegung und zog viele Gläubige deutscher und tschechischer Muttersprache an. Der aus Deutschland gekommene Pater Amseln Schott wurde der bekannteste. Er hatte das Messbuch in deutscher Sprache herausgegeben, das heute noch seinen Namen trägt: Schott.

Künstler aus Beuron malten im sogenannten Beuroner Stil Teile des Emausklosters aus, ebenso auch im Frauenkloster St. Gabriel, das 1889 gegründet wurde. Von St. Gabriel aus wurde 1904 das Kloster der hl. Hildegard in Eibingen neu besiedelt. Leider Gottes machten die Nationalitäten-Kämpfe zwischen Deutschen und Tschechen auch vor der Kirche nicht halt. So kam es, dass nach dem Ersten Weltkrieg die deutschen Patres und Brüder von der neuen 1918 entstandenen tschechoslowakischen Regierung vertrieben wurden. Wie groß die Zahl dieser Mönche war, könne man nach Aussage des Referenten aus der Tatsache ersehen, dass die Mönche neue Klöster im schlesischen Grüssau sowie in Neresheim in Württemberg gründeten und außerdem ein Priorat in Altwasser in Mähren.

Während das Kloster Neresheim noch heute besteht, wurden die Mönche in Grüssau nach dem Zweiten Weltkrieg erneut vertrieben. In Grüssau wurde die liturgische Tradition von Emaus in deutscher Sprache weitergeführt und noch heute werden die Grüssauer Mari-

enrufe und das Grüssauer Marienlied in Deutschland gesungen. Der Referent berichtete auch vom weiteren Schicksal der Abtei Emaus, die unter den Nazis genauso litt wie unter den Kommunisten und heute nur noch wenige Mönche zählt. Unter den Zuhörern aller Altersstufen entspann sich eine lebhaft Diskussions mit dem Referenten unter der Leitung von Professor Rudolf Grulich.

Angelika Steinhauer

Rilkes frühe Gedichte galten seiner Heimatstadt

Auf unseren Studienfahrten nach Friaul sind wir in diesem Jahr den Rilke-Weg bei Duino gegangen und haben den Teilnehmern die Dichtung Rilkes nahe gebracht. Rilke war nicht nur der Dichter des Kornetts, der Sonette an Orpheus und der Duineser Elegien, sondern besang auch seine Heimat Prag und Böhmen.

Vor 120 Jahren erschien 1895 in Prag der Gedichtband *Larenopfer*, in dem der damalige 20jährige Rainer Maria Rilke in einem Großteil der darin abgedruckten Gedichte Prag und seine Schönheiten sowie die Umgebung der böhmischen Hauptstadt und Persönlichkeiten der böhmischen Kultur besingt. Rilke ist 1875 in Prag in der Heinrichgasse geboren. Der Vater hatte vergebens eine Offizierslaufbahn angestrebt, von der Rilkes Mutter für ihren Sohn träumte. Seit 1881 besuchte Rilke die Volksschule der Piaristen in der Herrengasse und wurde nach der Trennung seiner Eltern zunächst 1885 auf die Militär-Unterrealschule St. Pölten, dann 1889 an die Militär-Oberrealschule nach Mährisch-Weißkirchen geschickt. Für Rilke, der 1891 diese Anstalt verließ, war diese Zeit eine „gewaltige Heimsuchung“. Die Eltern versuchten dann, den Sohn in Linz an der Handelsakademie ausbilden zu lassen, was auch scheiterte. 1895 erhielt Rilke in Prag endlich seine Matura und ging an die Deutsche Universität in Prag, um Literatur, Geschichte und Jura zu studieren. Schon 1894 erschien sein erstes Gedichtbändchen *Leben und Lieder*, dann 1895 das Bändchen *Larenopfer*, nachdem einzelne Gedichte auch in Zeitschriften erschienen waren.

Eine Nichte des tschechischen Dichters Julius Zeyer hatte ihn damals gefördert. Sie vermittelte Rilke tschechische Literatur und hatte den Druck des ersten Bändchens ermöglicht. Im Gegensatz zu *Leben und Lieder* mit einer großen Variationsbreite der Themen und Vorbildern von Dichtern der Klassik und Romantik bis hin zu zeitgenössischen Epigonen, nahmen die *Larenopfer* im Frühwerk

Rilkes eine Sonderstellung ein. Die Hälfte der 90 Gedichte bezieht sich konkret auf Monumente in und in der Umgebung der Stadt Prag, während weitere Texte einheimische Künstler oder Gestalten aus der böhmischen Geschichte zum Gegenstand haben. Während sich sonst die kleiner werdende deutsche Minderheit immer mehr abschottete, sind Rilkes Verse „wie ein Cicerone zu lesen“, denn sie zeigen Rilkes Kenntnis des tschechischen Prags. Ein Blick ins Inhaltsverzeichnis zeigt Überschriften wie *Auf der Kleinseite*, *Der Hradschin* oder *Bei St. Veit* und *Im Kreuzgang von Loretto*. Andere Überschriften sind



Rainer Maria Rilke

neutraler wie *Das Kloster*, *Heilige* oder *Trotzdem*, aber der Text weist uns auf das Prager Kolorit hin. Manche Gedichte beschwören große Gestalten in der Geschichte Prags wie *Kaiser Rudolf*, *Rabbi Löw*, oder *Kajetan Tyl*. Andere Gedichte führen in die Umgebung Prags wie *Hinter Smichow*, *Am Kirchhof zu Königsaal* oder in die Klöster der Stadt wie die Gedichte *Bei den Ursulinen* oder *Bei den Kapuzinern*. Es fehlen auch Ereignisse nicht wie *Der Fenstersturz* oder *Aus dem 30-jährigen Kriege*. Pragliebhaber schätzen auch Titel wie *Die alte Uhr*, *Der kleine Drátenik* oder *Wenns Frühling wird*. Manche der Gedichte treffen den Ton des Volksliedes der Tschechen, tönen von den eiligen Moldauwellen und lächelnder Rokoko-Erotik und machen Novembertage lebendig. Andere Titel erheischen bei manchen Lesern ein Nachschlagen in Lexika und geschichtlichen Werken, denn wer kennt heute in Deutschland noch Jaroslav Vrchlicky, den Wolschan, oder Julius Zeyer? Nur manche dieser frühen Gedichte des 20jährigen Rilke tauchen heute noch in Anthologien auf, darunter das Lied *Volksweise*:

Mich rührt so sehr
böhmischen Volkes Weise,
schleicht sie ins Herz sich leise,
macht sie es schwer.

Auch das Sonett *Land und Volk* gehört dazu.

... Gott war guter Laune. Geizen
ist doch wohl nicht seine Art,
und er lächelte: da ward
Böhmen, reich an Reizen.

Die letzte Zeile des Sonetts besagt, dass Gott auch die Heimatlieder ins Herz gab. Das letzte Gedicht des Bändchens, das im ersten Band der *Gesamtausgabe Rilke Werke* unter den *Gedichten – Erster Teil* zugänglich ist, ist überschrieben: *Das Heimatlied*.

Dem unbedarften Leser sei vorausgeschickt, dass das Lied *Kde domov můj* (Wo ist mein Vaterland) nach Gründung der ersten Tschechoslowakischen Republik Nationalhymne wurde und bis heute ist. Der Text stammt von Kajetan Tyl, dem Rilke ein Gedicht in den *Larenopfern* widmete. Sudetendeutsche sangen die Hymne in offizieller deutscher Fassung *Wo ist mein Heim, mein Vaterland?* Es gibt im heutigen Europa nur wenige Nationalhymnen in der Sprache nationaler Minderheiten der betreffenden Staaten. Können Sie sich vorstellen, dass die Marseillaise auch von Elsässern, Bretonen, Korsen, Okzitanern und anderen Minderheiten Frankreichs in der jeweiligen Muttersprache gesungen wird? Bis 1938 war das trotz aller Unvollkommenheiten der CSR möglich. Rilke stellt uns das *Heimatlied* zwei Jahrzehnte vor dem Ersten Weltkrieg vor:

Vom Feld klingt ernste Weise,
weiß nicht, wie mir geschieht ...
„Komm her, du Tschechenmädchen,
sing mir ein Heimatlied.“ –

Das Mädchen lässt die Sichel,
ist hier mit Husch und Huj, -
setzt nieder sich am Feldrain
und singt: „Kde domov můj“ ...

Jetzt schweigt sie still. Voll Tränen
das Aug mir zugewandt, -
nimmt meine Kupferkreuzer
und küsst mir stumm die Hand.

Rudolf Grulich

Kirche und nationale Minderheiten Europas

Die Friedensbotschaft des verstorbenen Papstes

Dass der verstorbene Papst Johannes Paul II. ein großer Europäer war, ist kurz vor seinem Tode durch die Verleihung eines außerordentlichen Aachener Karlspreises gewürdigt worden. Der polnische Papst hatte sich aber schon vor der Wende 1989 auch für die nationalen Minderheiten in Europa eingesetzt. Seit über zwei Jahrzehnten findet auf dem Annaberg in Oberschlesien eine nun schon traditionelle Wallfahrt der Minderheiten statt, bei der oft Erzbischof Alfons Nossol von Oppeln die Predigt hielt. 2003 ging Erzbischof Nossol dabei auf allgemeine Minderheitenprobleme ein, die nicht nur in der Oppelner Diözese und in ganz Polen, sondern im vereinten Europa insgesamt ein beachtenswertes Problem darstellen, wenn der Friede gewahrt

werden soll. Der Erzbischof verwies damals auf Papst Johannes Paul II., der schon Ende 1988 eine Botschaft zum Weltfriedenstag am 1. Januar 1989 an die Welt richtete mit dem Titel: *Um Frieden zu schaffen, Minderheiten achten.*

Erzbischof Nossol betonte in seiner Predigt am Annaberg, es wäre notwendig, dass Politiker, sowie Leiter der verschiedenen Volksgruppen und Parteien, sich von Zeit zu Zeit mit der wichtigen Friedensbotschaft des Papstes von 1989 vertraut machen würden. Das sei vor allem notwendig für diejenigen, die in den Minderheiten lediglich ein „notwendiges Übel“ sehen, diese aber nicht akzeptieren wollen.

Diese Botschaft des polnischen Papstes noch vor der politischen Wende Ende 1989 ist leider ebenso wie das Eintreten der Päpste für Minderheiten viel zu wenig bekannt. Johannes Paul II. stand ganz in der Tradition seiner Vorgänger, denn bereits Pius XII. setzte sich für die Förderung der „mittleren und kleinen Völker“ ein.

Einen Meilenstein setzte Johannes XXIII. mit seiner Friedensenzyklika *Pacem in terris*. Sie enthält einen eigenen Abschnitt, wie man Minderheiten in einem Staat zu behandeln habe: „Wir betonen mit äußerstem Nachdruck, dass jede Politik, die danach strebt, die Vitalität und die Entfaltung der Minoritäten zu unterbinden, ein schweres Vergehen gegen die Gerechtigkeit ist; das Vergehen ist noch weit schlimmer, wenn diese Machenschaften das Verschwinden einer Minorität beabsichtigten. Hingegen entspricht nichts mehr der Gerechtigkeit als die von der öffentlichen Gewalt zu unternehmende Aktion zur Hebung der Lebensbedingungen der ethnischen Minoritäten, insbesondere was deren Sprache, Kultur, Brauchtum, Erwerbsmittel und wirtschaftliche Unternehmungen betrifft.“

Ähnlich wie sein Vorgänger Johannes XXIII. äußert sich auch Papst Paul VI.: „Die katholische Kirche nimmt die Rechte der Menschen und der Völker sehr ernst, gleichzeitig auch die Bedingungen der Freiheit, der Menschenwürde, der ethnischen Gleichheit, der Gerechtigkeit und der Verantwortlichkeit, die zu ihrer vollen Entwicklung notwendig sind.“

In seiner Enzyklika *Populorum progressio* erklärte er 1967: „Reich und arm, jedes Land hat seine Kultur, die es von den Vorfahren übernommen hat: Institutionen für das materielle Leben, Werke geistigen Lebens, künstlerischer, denkerischer, religiöser Art. Sofern sie wahre menschliche Werte darstellen, wäre es ein großer Fehler, sie aufzugeben. Ein Volk, das dazu bereit wäre, verlöre das Beste seiner selbst, es gäbe, um zu leben, den Grund seines Lebens hin. Das Wort Christi: Was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, aber seine Seele verliert, gilt auch für die Völker.“

Leider ist es auf dem Zweiten Vatikanum nicht zu einer Erklärung zum Völkergruppenrecht gekommen. Vorstöße dazu sind gemacht

worden, insbesondere aus den Reihen der deutschen katholischen Heimatvertriebenen unter Führung von Dr. Herbert Czaja. Unter dem Titel *Das Recht auf die Heimat* hatten die katholischen Vertriebenen das Thema des Volksgruppenrechts mit protestantischen Fachgenossen auf mehreren Tagungen im Albertus-Magnus-Kolleg in Königstein und in der Evangelischen Akademie Arnoldshain behandelt und die Ergebnisse in Buchform in vier Bänden veröffentlicht. Die Reihe der Veranstaltungen wurde weitergeführt und später vom *Bund der Vertriebenen* und der *Kulturstiftung der Vertriebenen* übernommen.

Die Pastoralkonstitution des Zweiten Vatikanums über die Kirche in der Welt von heute, *Gaudium et spes*, entfaltet das Gedankengut über die ethnischen Minderheiten von Pius XII. bis Paul VI. und appelliert an die Regierungen, sich für die kulturellen Rechte von Volksgruppen einzusetzen. Jede Form von Diskriminierung wird verurteilt, sei es wegen der Sprache oder der Rasse. „Aufgabe der öffentlichen Gewalt ist es, günstige Voraussetzungen zu schaffen und entsprechende Hilfe zu gewähren, um das kulturelle Leben bei allen, auch bei nationalen Minderheiten, zu fördern.“ Die Konzilsväter zitierten dabei *Pacem in terris* ebenso wie die Radiobotschaft Pius' XII. vom 24. Dezember 1941.

Johannes Paul II. hat in seiner Botschaft zum Weltfriedenstag 1989 den Schutz der nationalen Minderheiten verlangt und geht dabei von der Personalität des Menschen aus. *Um Frieden zu schaffen, Minderheiten achten* ist der Titel dieser Botschaft. Sie ist von besonderem Interesse für unser Thema, um die grundlegenden Forderungen des Papstes konkret bei Lösungen der jeweiligen Minderheitenfragen umzusetzen. „In fast allen Gesellschaften gibt es heute Minderheiten als Gemeinschaften, die aus verschiedenen kulturellen Traditionen, aus rassischer und ethnischer Zugehörigkeit, aus religiösen Glaubensüberzeugungen oder auch aus besonderen geschichtlichen Umständen hervorgegangen sind; einige stammen bereits aus einer fernerer Vergangenheit, während sich andere erst in jüngerer Zeit gebildet haben. Die Umstände, in denen sie leben, sind so unterschiedlich, dass es fast unmöglich ist, ein vollständiges Bild davon zu geben.“

Johannes Paul II. nennt dann zwei Grundprinzipien, „auf die unmöglich verzichtet werden kann; sie müssen sogar zur Grundlage jeder gesellschaftlichen Struktur gemacht werden.“ Für den theologischen Lehrer Woityla ist „das erste Prinzip die unveräußerliche Würde jeder menschlichen Person, ohne Unterschiede gleich welcher rassischen, ethnischen, kulturellen und nationalen Herkunft oder welchen religiösen Bekenntnisses; keine Person existiert für sich allein, sondern findet ihre volle Identität erst in der Beziehung zu den anderen, zu Personen und Gruppen. Dasselbe kann man auch von

Gruppen von Menschen sagen. Denn auch sie haben ein Recht auf die Identität ihrer Gemeinschaft, die in Übereinstimmung mit der Würde eines jeden Menschen geschützt werden muss.“

Von Bedeutung ist die Aussage des Papstes zu diesem Grundprinzip: „Dieses Recht bleibt auch dann unverändert bestehen, wenn die Gruppe oder eines ihrer Mitglieder gegen das Gemeinwohl handeln sollte. In solchen Fällen muss die mutmaßliche unerlaubte Handlung von den zuständigen Autoritäten geprüft werden, ohne dass die gesamte Gruppe deswegen verurteilt wird, denn das widerspräche der Gerechtigkeit.“ Dies ist eine wichtige Aussage gegen jede Kollektivschuld, die 1945 postuliert wurde, um die Kollektivstrafe der Vertreibung zu rechtfertigen!

Als zweites Prinzip nennt der Papst „die grundlegende Einheit des Menschengeschlechts, das seinen Ursprung in einem einzigen Schöpfergott hat, der in der Sprache der Heiligen Schrift, aus einem einzigen Menschen das ganze Menschengeschlecht erschaffen hat, damit es die ganze Erde bewohne (Apg. 17,26). Die Einheit des Menschengeschlechts besagt, dass die gesamte Menschheit über ihre ethnischen, nationalen, kulturellen und religiösen Unterschiede hinaus eine Gemeinschaft bildet, die keine Diskriminierung unter den Völkern zulässt und auf gegenseitige Solidarität ausgerichtet ist. Die Einheit verlangt auch, dass die Verschiedenheit unter den Mitgliedern der Menschheitsfamilie für die Stärkung der Einheit selbst fruchtbar gemacht werde, anstatt neue Spaltungen zu verursachen. Die Verpflichtung, die Verschiedenheit anzunehmen und zu schützen, betrifft nicht nur den Staat oder die Gruppen. Jede Person als Mitglied der einen Menschheitsfamilie muss den Wert der Verschiedenheit unter den Menschen verstehen und achten und ihn auf das Gemeinwohl hinordnen. Ein offener Geist, der bestrebt ist, das kulturelle Erbe der Minderheiten, dem er begegnet, besser zu begreifen, wird dazu beitragen, Haltungen zu überwinden, welche gesunde gesellschaftliche Beziehungen behindern. Es handelt sich hier um einen Prozess, der kontinuierlich fortgeführt werden muss, denn solche Haltungen wiederholen sich nur allzu oft unter neuen Formen.“

Dann spricht der Papst von den Rechten und Pflichten der Minderheiten: „Viele dieser Rechte und Pflichten beziehen sich gerade auf das Verhältnis, das zwischen den Minderheitsgruppen und dem Staat besteht. In einigen Fällen sind diese Rechte in das Gesetzbuch aufgenommen worden, und die Minderheiten erfreuen sich dadurch eines besonderen Rechtsschutzes. Dennoch aber finden sich Minderheiten, auch wo der Staat einen ähnlichen Schutz zusichert, nicht selten Diskriminierungen ausgesetzt und sind tatsächlich ausgeschlossen“.

An konkreten Rechten werden genannt: „Das Recht auf Existenz und das Recht der Minderheiten, die eigene Kultur zu bewahren

und zu entfalten. Beim Recht auf Existenz wird betont, dass dies auf verschiedene Weise missachtet werden kann, „bis hin zu den extremen Fällen, in denen es durch offenkundige oder indirekte Formen von Völkermord verneint wird. Das Recht auf Leben ist als solches unveräußerlich, und ein Staat, der Handlungen vornimmt oder duldet, die darauf abzielen, das Leben seiner Bürger, die Minderheitsgruppen angehören, zu gefährden, würde das elementare Recht, das die soziale Ordnung regelt, verletzen.“

Johannes Paul II. weist auch darauf hin, dass das Existenzrecht auf subtilere Weise beeinträchtigt werden kann. „Einige Völker, besonders die so genannten Eingeborenen und Urbewohner, haben zu ihrer Erde immer eine besondere Beziehung gehabt, die sich mit ihrer Identität selbst, mit den eigenen stammesmäßigen, kulturellen und religiösen Traditionen verbindet. Wenn die Eingeborenenbevölkerungen ihres Bodens beraubt werden, verlieren sie ein lebenswichtiges Element ihrer eigenen Existenz und laufen Gefahr, als Volk zu verschwinden.“

Wenn der Papst zum Schutz der Kultur spricht, so zeigt er auch konkrete Beispiele auf, wie Minderheitsgruppen von kultureller Auslöschung bedroht sind: „An einigen Orten ist nämlich eine Gesetzgebung eingeführt, die ihnen das Recht, ihre eigene Sprache zu sprechen, nicht anerkennt. Manchmal werden auch Herkunfts- und Landschaftsnamen zwangsweise geändert. Dann wieder sehen die Minderheiten ihre künstlerischen und schriftstellerischen Ausdrucksformen ignoriert und finden im öffentlichen Leben keinen Raum für ihre Feste und Feiern, was zum Verlust eines beträchtlichen kulturellen Erbes führen kann. Eng mit diesem Recht verbunden ist jenes, mit Gruppen Beziehungen zu unterhalten, die ein gemeinsames kulturelles und geschichtliches Erbe haben und auf dem Territorium anderer Staaten leben.“

Der Papst weist darauf hin, dass internationale und nationale Dokumente die Grundrechte des Menschen anerkennen, dass aber solche rechtlichen Instrumente oft nicht genügen, um Denkweisen auszumerzen, die zu Handlungen gegen Minderheiten führen. Deshalb sind kulturelle Initiativen und Begegnungen notwendig, die das gegenseitige Verständnis erleichtern, sowie „Erziehungsprogramme, die dazu beitragen, die jungen Menschen zur Achtung gegenüber anderen anzuleiten und alle Vorurteile zurückzuweisen, von denen viele auf Unwissenheit beruhen.“

Der Staat muss konkret machen, dass keine Formen der Diskriminierung entstehen, andererseits dürfen sich terroristische Gruppen nicht anmaßen, im Namen der Minderheiten zu sprechen.

Rechte bringen aber auch Pflichten mit sich. Als erste Pflicht der Minderheit nennt der Papst „jene [Pflicht], wie alle anderen Bürger

für das Gemeinwohl mitzuwirken. Denn auch die Minderheiten haben zur Schaffung einer friedlichen Welt, die die reiche Vielfalt ihrer Bewohner widerspiegelt, ihren spezifischen Beitrag zu leisten.“

Als zweite Pflicht einer Minderheit wird genannt, „die Freiheit und die Würde eines jeden ihrer Mitglieder zu fördern und die Entscheidungen eines jeden einzelnen von ihnen zu achten, auch wenn einer sich entscheiden sollte, sich der Kultur der Mehrheit anzuschließen. In Situationen wirklichen Unrechts können den Minderheitsgruppen, die ins Ausland ausgewandert sind, die Aufgaben zufallen, für die Mitglieder ihrer Gruppe, die in der Heimat weiterhin unterdrückt werden und ihre Stimme nicht erheben können, die Achtung ihrer legitimen Rechte zu fordern. In diesen Fällen muss man aber große Klugheit walten lassen und klar unterscheiden, besonders dann, wenn man nicht in der Lage ist, objektive Informationen über die Lebensverhältnisse der betroffenen Bevölkerung zu erhalten.“ Die Schlusskapitel bekunden noch einmal die Sorge um den Frieden und des Papstes geistige Verbundenheit mit jenen Minderheitsgruppen, die zu leiden haben.

Rudolf Grulich

Termine

Für unsere Tage der offenen Tür, **Beginn 14.00 Uhr, im Haus Königstein in Geiß-Nidda**, haben wir folgende Themen:

30. Januar 2016: **Tschechischer nationaler Mythos und Religion.** Pfarrer Gehrman stellt uns sein neues Buch vor. Siehe auch Seite 30 und das Interview auf Seite 27.

20. Februar 2016: **Heimatspfarrer in der Vertreibung.** Vielen Vertriebenen sind sie noch bekannt: Ihre Heimatpriester im Sudetenland. Oft verblieben sie in der alten Heimat, bis der letzte Transport ausgewiesen wurde, später waren sie diejenigen, die ihre Pfarrkinder in der neuen Heimat wieder zusammenriefen und erste Heimatblätter herausgaben. Mit welchen Schwierigkeiten hatten sie nach der Vertreibung zu kämpfen? Julia Nagel wird uns zeigen, wie Prälat Adolf Kindermann und Königstein halfen.

5. März 2016: **Der Josephinismus. Sind wir böhmisch-katholisch?** Auf mehrfachem Wunsch leitet Professor Grulich in dieses Thema ein.

Wir führen die Veranstaltung zusammen mit dem Katholischen Bildungswerk Nidda-Stockheim-Ranstadt durch.
Unkostenbeitrag: 2.-- EUR.

Die Kirche stand auf der Seite des Volkes

Fortschritte im Minderheitenschutz und Volksgruppenrecht in Italien

Wer heute auf der Autobahn oder auf Landstraßen durch das Oberitalienische Friaul fährt, findet von Jahr zu Jahr mehr Aufschriften außer in Italienisch auch in anderen Sprachen. In der Umgebung von Triest ist es das Slowenische, da sowohl in Triest als auch in der westlichen Umgebung bis Duino und im Norden bis zur österreichischen Grenze eine noch nach Zehntausenden zählende slowenische Minderheit lebt. Triest und sein Hinterland waren bis 1954 ein Freistaat unter englisch-amerikanischer Verwaltung, ehe im Londoner Protokoll die Stadt als Zone A wieder zu Italien kam und das Gebiet um Koper als Zone B zu Jugoslawien.

Seit dem Gesetz 482/1999 ist in Italien auch das alpenromanische Furlanische in der Region Friaul-Venezia Giulia (Julisch-Venetien) als offizielle Sprache anerkannt. Davon zeugen immer mehr Aufschriften in dieser Sprache, auch Wegweiser und Ortstafeln. Da heißt Görz nicht nur italienisch Gorizia und slowenisch Gorica, sondern furlanisch auch Gurize, Tolmezzo Tumieç oder Castelnovo Cjistelgnut.

Bis zum Ende des 20. Jahrhunderts war das Furlanische im Alltag noch kaum sichtbar. Nur die Kirche stand damals aufseiten des Volkes. 1997 war in Udine die komplette Bibel mit dem Alten und Neuen Testament auf Furlanisch erschienen, 1973 bereits ein Messbuch, das *Messal Furlan*. Während die 40 000 Rätoromanen in der Schweiz als viertes Volk der Eidgenossenschaft anerkannt waren und ihre Sprache als vierte Staatssprache geschützt ist, verwehrte dies der italienische Staat lange Zeit den über 600 000 Furlanern, die aber erfolgreich um die Anerkennung ihrer Sprache und ihrer kulturellen Eigenständigkeit als Volksgruppe kämpften. Das kulturelle Erwachen der Furlaner erlebte nach dem Krieg einen ungewohnten Aufschwung. Auch der bekannte Regisseur und Dichter Pier Paolo Pasolini schrieb Gedichte in seiner Muttersprache, stammte doch seine Mutter aus Friaul. Während die Furlaner ihre Sprache als „furlanisch“ bezeichnen, was auch ausländische Romanisten tun, werden bei uns auch die Bezeichnungen „friaulisch“ (vom deutschen Wort für Friaul) und manchmal auch „friulanisch“ (vom italienischen „Friuli“) gebraucht.

Die Bewegung zugunsten des Furlanischen als Kirchensprache in den Provinzen Pordenone, Udine und Görz nach der Liturgiekonstitution des Zweiten Vatikanums konnte sich auf große Vorläufer der Vergangenheit stützen. Hieronymus Megiserus hatte bereits 1593 in seinem Buch mit dem Vaterunser in 40 Sprachen auch die „Goritanorum et Foroiuliensum lingua“ (Sprache von Görz und Friaul)

aufgeführt. 1820 enthält ein Gebetbuch aus Udine auch liturgische Texte. Solange die Österreicher in Friaul und Venetien regierten (bis 1866), war das Furlanische als Predigtsprache in der Kirche üblich. Nach massiver italienischer Unterdrückung folgte mit dem Zweiten Vatikanum eine echte Renaissance, die aber erkämpft werden musste. Seit dem Gesetz vom Jahre 1999 hat sich die Lage entschieden verbessert, wenn auch die Mehrsprachigkeit noch nicht so konsequent ist wie in Südtirol.

Die furlanische Grammatik von Žuan Nazzi Matalon nennt in der Einleitung Friaul die Heimat des furlanischen Volkes, zitiert die Menschenrechtscharta der Vereinten Nationen und ruft auf, ein Volk zu werden:

*Il Friûl, Furlanija par sloven, Friaul par todesc,
al e la cjase dal popul furlan....
Figurâsi un popul!.*

*Il Friûl, Furlanija auf slowenisch, Friaul auf deutsch,
das ist das Haus des furlanischen Volkes...
Bildet ein Volk!*

Auch die slowenische Volksgruppe ist in der Region Friaul wieder sichtbarer vertreten. Auch hier war es lange Zeit nur die Kirche, die die Muttersprache im Gottesdienst verwendeten und auch ein slowenisches Kirchenblatt herausgab. Heute sind auch die Ortstafeln von Dörfern und Städten, in denen Slowenen leben, zwei-, manchmal sogar dreisprachig, nämlich italienisch-slowenisch oder auch italienisch-friaulisch-slowenisch. Und selbst die kleinen deutschen Sprachinseln in den Karnischen Alpen sowie im Kanaltal sind heute mit deutschen Tafeln und Wegweisern vertreten. Das Kanaltal grenzt an Österreich und Slowenien und gehörte bis zum Ende des Ersten Weltkrieges zu Kärnten. Die Mehrheit der Bevölkerung war deutschsprachig, eine Minderheit sprach slowenisch. Ein Kanaltaler Kulturverein bemüht sich um die Erhaltung der Sprache in Orten wie Tarvisio (Tarvis), Pontebba (Pontafel) oder Malborghetto-Valbruna (Malborgeth-Wolfsbach). Am Fuße des Plöckenpasses wird in Timau (dt. Tischlwang) noch deutsch gesprochen und ebenso im Dorf Sauris (dt. Zahre).

Die Mehrsprachigkeit dieses Gebietes sieht man auch am Sitz des Regionalrates der Autonomen Region Friaul-Julisch Venetien in Triest. Dort ist dieser Regionalrat in vier Sprachen präsent. Neben der italienischen Aufschrift „*Regione Autonoma Friuli Venezia Giulia Consiglio Regionale*“ ist der Name dieser Verwaltungseinheit auch furlanisch aufgeführt, dazu auch slowenisch und deutsch.

Rudolf Grulich

Eine bedeutende Musiker-Familie aus Mittelmähren: Moritz, Leo, Siegfried und Richard Fall

Neben Franz Lehár gilt Leo Fall aus Olmütz als der erfolgreichste österreichische Operettenkomponist, denn einige seiner Werke wurden Welterfolge. Aber auch der Vater und zwei Brüder des Komponisten waren als Musiker erfolgreich, auch wenn sie nicht den Ruhm Leos erreichten. Das Standardwerk der sudetendeutschen Musikgeschichte, das von Widmar Hader herausgegebene zweibändige *Lexikon zur deutschen Musikkultur – Böhmen, Mähren, Sudetenschlesien* widmete der Musikerfamilie Fall über sechs Spalten. Dort werden auch alle Musikschöpfungen des Vaters und der drei Söhne und die Autoren der Texte der Opern, Operetten und Singspiele aufgelistet.

Der Vater Moritz wurde 1846 in Hollerschau in der mährischen Hanna geboren, das der Musikwelt auch den großen Komponisten Franz Xaver Richter schenkte. Moritz war Musikfeldwebel in Olmütz in der Kapelle des ruthenischen (also ukrainischen) k.u.k. Infanterieregiments Nr. 9, das in der Olmützer Garnison stationiert war. 1882 wurde er Militärkapellmeister in Lemberg im damaligen Königreich Galizien. 1888 verließ er das Militär und übersiedelte nach Berlin, wo er mehrere Operetten komponierte wie *Robin Hood* und *Leuchtkäfer*. Er starb 1922 in Wien. Seine Oper *Prinz Bummler oder die Abenteuer einer Neujahrsnacht* wurde bereits 1884 in der Polnischen Oper in Lemberg aufgeführt. Andere seiner Operetten sind *Mirolan* und *Das Modell*. Außerdem komponierte er die Musik für einige Possen und Volksstücke.

Sein ältester Sohn Leo ist 1873 in Olmütz geboren, wo auch der zweite Sohn Siegfried 1877 das Licht der Welt erblickte, während Richard als Drittgeborener 1882 im nahen Gewitsch zur Welt kam. Leo besuchte die Volksschule in Olmütz und das deutsche Gymnasium in Lemberg und ließ sich dann in Wien am Konservatorium der Gesellschaft für Musikfreunde ausbilden, wo seine Schwerpunkte Violine und Klavier, Harmonielehre, Kontrapunkt und Komposition waren. Eine Zeit war er Mitglied des von Franz Lehár sen. geleiteten Orchesters des 50. Österreichischen Infanterieregiments in Wien, wo er mit Franz Lehár jun. Violine spielte. Dann ging er 1893 nach Berlin und war im Orchester seines Vaters tätig, ehe er Operettenkapellmeister in Hamburg wurde. Die nächste Station war Köln, ehe er nach Berlin zurückkehrte und am Metropol-Theater dirigierte und für das Kabarett *Die bösen Buben* komponierte. Seine ersten Versuche von Opern

wie *Paroli* und *Irrlicht* hatten keinen Erfolg, doch erkannte man bald seine Begabung für die Operette. 1907 war mit der Operette *Der fidele Bauer* der entscheidende Durchbruch gelungen, dem *Die Dollarprinzessin* und *Die geschiedene Frau* folgten. Sie brachten ihm Popularität und Anerkennung auch im Ausland, so dass Leo Fall „einer der erfolgreichsten Komponisten der modernen Operette war und nun in einem Atemzug mit solchen Komponisten wie Franz Lehár jun. und Oskar Straus genannt wurde“ (Annerose Koch). In London komponierte er 1911 *The Eternal Waltz* und dirigierte dort 1912 Konzerte mit seinen eigenen Werken. Weitere Erfolge waren *Die Kaiserin* und *Die Rose von Stambul*, aber eine Oper *Der goldene Vogel* war 1920 kein Erfolg. Leo Fall starb 1925 nach einer Amerika-Tournee und erhielt ein Ehrengrab der Stadt Wien. Groß ist die Zahl der hier noch nicht genannten Operetten, ebenso seiner Singspiele wie *Brüderlein fein* und seiner Musik zu Possen und Polkas sowie zu Liedern und Balladen.

Seine beiden Brüder wurden beide Opfer der nationalsozialistischen Judenmorde. Siegfried, geboren in Olmütz, studierte Musik in Wien und lebte seit 1926 in Berlin, von wo er nach der Machtergreifung Hitlers nach Mähren zurückging. Im Jahre 1943 wurde er von Holleschau nach Theresienstadt deportiert und kam dort bereits am 10. April um. Er hatte Opern und Symphonien und Lieder komponiert. Sein jüngerer Bruder Richard erlitt im selben Jahr wie sein Bruder das Schicksal der Verhaftung durch die Nazis. Er hatte als Operettenkapellmeister in Berlin und Wien gelebt und war sogar Filmkomponist in Hollywood. Seit 1911 hatte er Operetten komponiert wie *Das Damenparadies*, *Der Wiener Fratz*, *Der Weltenbummler* oder *Die Glocken von Paris*. Er schrieb Musik zu Revuen und Singspielen und wurde mit Erfolgsschlagern wie *Was machst du mit dem Knie, lieber Hans?* oder *Liebe Katharina, komm zu mir nach China* bekannt. 1938 gelang es ihm, nach Frankreich zu emigrieren, doch wurde er 1943 in Nizza von der Gestapo verhaftet und über das Sammellager Drancy nach Auschwitz verschleppt, wo er Anfang 1945 den Tod fand.

Rudolf Grulich

Wir danken allen Spendern herzlich, denn ohne Ihre Unterstützung könnten wir unsere Arbeit nicht weiterführen. Die Kosten für unser *Haus Königstein*, aber auch für Druck und Versand steigen ständig. Es steigen aber auch die Anfragen an unser Institut, was das Interesse an Fragen unserer alten Heimat beweist. Daher unsere Bitte: Unterstützen Sie uns weiter durch Ihre Spende.

1935 - Der erste gesamtstaatliche Katholikentag in Prag



Es war eines der bis dato größten kirchlichen Glanzlichter, die die Tschechoslowakische Republik bis dahin gesehen hatte – in diesem Jahr ist es 80 Jahre her, dass in Prag der erste gesamtstaatliche Katholikentag für alle sechs Volksstämme der ČSR stattgefunden hat. Im Folgenden wollen wir über dieses in diesem Jahr bislang unbeachtet gebliebene kirchliche Ereignis berichten.

„Der gesamtstaatliche Katholikentag in Prag Ende Juni war dem äußern Glanze nach das bedeutsamste kirchliche Ereignis seit Bestand der Republik“, stellte 1935 in der Prager *Katholiken-Korrespondenz* (29. Jahrgang) der Theologe Dr. Karl Hilgenreiner in der Rückschau fest. Tatsächlich: Es scheint, als hätten sich die Erwartungen des geistlichen „Komitees“ – zumindest, was die Teilnehmerzahl und die Veranstaltungen an sich betrifft - mehr als nur bestätigt. Dr. Karl Hilgenreiner gehörte zum sudetendeutschen Klerus, der nicht nur seine geistliche Berufung ernst nahm, sondern auch politisches Engagement zeigte. Der im hessischen Friedberg am 22. Februar 1867 geborene Hilgenreiner verbrachte seine Kindheit und Jugend im böhmischen Haid. Nach seinem Theologiestudium am Germanicum der Gregoriana in Rom wurde er 1891 dortselbst zum Priester geweiht. 1898 wurde er zum außerordentlichen Professor für Kirchenrecht und christliche Gesellschaftslehre an der Deutschen Universität in Prag ernannt. Politisch engagierte er sich im Senat der ČSR, dem er von

1920 bis 1939 angehörte. Außerdem wurde er als Publizist und Rhetoriker tätig und gab das Kirchliche Handlexikon heraus, sowie die Bonifatius-Korrespondenz, die ab 1920 in Katholiken-Korrespondenz umbenannt wurde. Hilgenreiner wurde 1945 nach Wien vertrieben, wo er am 9. Mai 1948 verstarb.

Was genau war nun der Hintergrund, als die Erzbischöfe und Bischöfe der Tschechoslowakischen Republik Papst Pius XI. um gnädigste Genehmigung eines Katholikentages aller Volksstämme baten? Es sollte ein Novum in der Kirchengeschichte des Landes sein, so im Hirtenbrief vom 6. Januar 1935. Derartige Tagungen habe es auf dem Gebiet der Republik schon mehrmals gegeben, doch immer nur vonseiten einzelner Diözesen und Volksstämme. 1860 gab es sogar einen Deutschen Katholikentag wie auch solche in Linz oder Innsbruck, ehe nach dem Ausschluss Österreichs aus dem Deutschen Bund ab 1871 Deutsche Katholikentage nur noch im Bismarck-Reich stattfanden. Diesmal sollten jedoch alle Diözesen und Volksstämme – dieser zählte man sechs in der Republik: tschechisch, slowakisch, ruthenisch, deutsch, ungarisch, polnisch – einbezogen werden. Als Hintergrund für das Gesuch wird die religiöse Krise unter den Katholiken angegeben, die für die resultierenden „Krankheiten“ verantwortlich sei. Der moderne Mensch habe sich von den Schlagworten Wissenschaft, Fortschritt, Humanität verleiten lassen. Hinzu kämen auch noch die Klagen über den wirtschaftlichen Druck, die Arbeitslosigkeit, aber auch die zunehmende Genusssucht; ja die Seelen seien „zerfressen“ von den Sünden der Ichsucht, Raffsucht, Unehrllichkeit, Sinnlichkeit etc. Gegen Ende des Hirtenbriefs fassen die Bischöfe ihre Absicht folgendermaßen zusammen: „Alle Katholiken unseres Staates sollen da zusammenkommen, um öffentlich ihren Glauben an den gemeinsamen Vater im Himmel zu bekennen und der Welt hierdurch öffentlich zu zeigen, dass sie bei dem allgemeinen Misstrauen und der das öffentliche Leben vergiftenden Feindseligkeit der Völker gegeneinander, sich als Brüder in Christo fühlen und bereit sind, sich die Hände zu reichen in gemeinsamer Arbeit zur Rettung der Gesellschaft und miteinander zu beraten über die geeigneten Mittel, der Zersetzung Einhaltung zu tun.“ So weit so gut. Aber inwiefern haben sich die Hoffnungen und Erwartungen der Bischöfe tatsächlich erfüllt?

Schon bei den Vorbereitungen, die durchaus im Allgemeinen gelobt wurden, zeigte sich, dass offenbar nicht jeder deutsche Geistliche willens war, dieses „Projekt“ zu unterstützen. Im Verbandsblatt des Priestervereines unter den Mitteilungen der Reichsverbandsleitung findet sich neben dem Lob an die deutschen Priester folgender Hinweis: „Allerdings kommen Fälle vor, wo die Vorbereitungsarbeiten zu wünschen übrig lassen und eine ‚fliegende Kommission‘ des deutschen Katholikentagsausschusses sich gezwungen sah, an den Kirchen

solcher Pfarren selbst die Katholikentagsplakate anzubringen und das Nötige zu veranlassen.“ Einzelfälle? Oder hatte man von mancher Seite schon von vornherein nicht an ein derartiges Ereignis, zu dem alle Volksstämme zusammenkommen sollten, geglaubt?

In der Tat hatte es – nach Aussage des Theologen Dr. Karl Hilgenreiner – im Vorfeld viele „Zweifler und Kritiker“ gegeben, welche durch die immer mehr zunehmende sprachliche Vermischung, den Rückgang der Katholiken auf 60% allein in Prag, die sprachliche Intoleranz in der Republik und letzten Endes auch durch die Wirtschaftskrise fast schon Bestätigung fanden. Trotzdem sollte der Katholikentag in jedem Fall hinsichtlich der alle Schätzungen übertreffenden Teilnehmerzahlen ein voller Erfolg werden. Hilgenreiner, der in der *Katholiken-Korrespondenz* sein Resümee zog, nannte vor allem den Bahnverkehr, an dem man die Teilnehmerzahlen gut überblicken konnte: Demnach hätten 85 Sonderzüge Prag erreicht, davon 63 aus der Slowakei und aus Mähren und nur 22 „aus dem größten Lande, aus Böhmen“. Es seien vor allem die Massenkundgebungen gewesen, die die Medien angezogen und zu einer geradezu euphorischen Berichterstattung animiert hätten. Darunter seien besonders der eucharistische Abend auf dem Wenzelsplatz und die Völkermesse im Stadion mit allen sechs Völkern gefallen. Hervorgehoben wurde auch die Anwesenheit des Kardinal-Fürsterzbischofs von Wien, Dr. Innitzer, dessen Todestag sich am 9. Oktober dieses Jahres zum 60. Mal jährte.

Neben Einzel- gab es auch Sonderveranstaltungen der einzelnen (völkischen) Sektionen und ihrer katholischen Organisationen. Wermutstropfen hier – nach Hilgenreiner – sei gewesen, dass der Aussprache keine Zeit eingeräumt werden konnte und damit auch konkrete Vorschläge aus den Versammlungen unmöglich gewesen seien. Ein Problem, das Hilgenreiner anspricht, sei auch die Eingliederung der organisierten Führungsverbände wie Frauenbund, Volksbund, Jugendverband etc. in die diözesanweise gegliederte *Actio catholica*. Eine Klärung dieser Eingliederung sei auch nicht während des Katholikentags zustande gekommen. Gegen Ende seines Berichts fragt sich Hilgenreiner, ob es durch den Katholikentag tatsächlich zu einer Erneuerung, einer Vereinheitlichung, vielleicht auch in politischer Hinsicht, kommen wird und beantwortet dies mit einem entschiedenen Nein. Er schreibt: „In der Stellung der Völker des Staates zu einander hat sich auf dem Kongresse nichts geändert. Man traf sich bei den religiösen Hauptfeiern, man betete und sang miteinander in der lateinischen Kirchensprache, man bekannte nebeneinander den hl. Glauben in der eigenen Muttersprache, aber menschlich, volklich kam man sich nicht näher, nicht einmal die Volksgenossen aus dem tschechischen und dem slowakischen Lager. Für den Kongress war sogar das politische Gebilde einer ‚tschechoslowakischen Nation‘

oder einer ‚tschechoslowakischen Sprache‘ aufgegeben: die Slowaken hatten ihre eigene Sektion wie die andern fünf Völker im Staate. [...] Es fand nicht einmal eine äußere Fühlungsnahme in Form einer gegenseitigen Begrüßung statt.“ Dann wiederum lobt Hilgenreiner mit Genugtuung den reibungslosen Verlauf und die Berichterstattung, die „alles vermied, was Eifersüchteleien hätte wecken können“.

In einer der nächsten Ausgaben berichtet Hilgenreiner seine Aussage, es sei zu keiner gemeinsamen Sitzung der Actio catholica ohne Unterschied der Sprache gekommen. Stimmen hätten sich auf seinen Bericht erhoben und die Aussage als unrichtig bezeichnet. Hilgenreiner schreibt dazu nur: „Jedenfalls ist von einer praktischen Auswirkung dieser gesamtstaatlichen Tagung der Actio catholica bis heute nichts zu hören.“ Hilgenreiner nimmt diesen zweiten verbesserten Bericht zum Anlass über die politischen Probleme zu sprechen, die sich aus dem Nebeneinanderleben, nicht Miteinanderleben der Völker ergebe. In den Tagesblättern würde nur über das andere Volk berichtet werden, wenn es etwas zu kritisieren gebe und im Normalfall beherrsche man nur eine Sprache, nämlich die Muttersprache. Mangelndes Interesse und Misstrauen von Volk zu Volk seien die Konsequenz. Er resümiert, dass der gesamtstaatliche Katholikentag der „erste große Versuch“ gewesen sei, Brücken zu schlagen und für Toleranz unter den Völkern zu sorgen. „Der Gedanke der katholischen Gemeinschaft muss in dem Leben eines Völkerstaates verlebendigt werden.“

Es wird schlussendlich ersichtlich, dass die Bemühungen vonseiten der Kirche zu einem guten Miteinander in einer „Vielvölkerrepublik“ 1934/35 vorhanden waren und, wenn man Hilgenreiner Glauben schenkt, sogar die tschechische Regierung dahinter stand und die Veranstaltung förderte. Dennoch konnte man dem gewünschten Ziel – einem besseren Miteinander der sechs Völker – zumindest langfristig nicht näher kommen. Es war trotzdem ein geglückter Versuch, für wenigstens einige Tage den Nationalitätenstreit in der Tschechoslowakischen Republik beizulegen: Viele Stimmen berichteten von einer angenehmen und friedlichen Atmosphäre. Die „Einheit im Glauben“, wie es vom Komitee ursprünglich beabsichtigt war, konnte dennoch langfristig nicht erreicht werden. Die Enttäuschung über den Ausgang der Wahlen 1935, bei denen die Sudetendeutsche Partei unter Konrad Henlein als stimmstärkste Partei hervorging und trotzdem nicht bei der Regierungsbildung berücksichtigt wurde, war zu groß. Die Forderungen der Sudetendeutschen Partei nach Autonomie statt dem Anschluss an das Deutsche Reich wurden nicht erfüllt. Die Konsequenz war 1938 der Anschluss des Sudetenlandes an das Deutsche Reich.

Julia Nagel

Pfarrer Gehrman im Interview

An der Philosophisch-Theologischen Hochschule der Pallottiner in Vallendar wurde der in der Schweiz tätige Pfarrer Helmut Gehrman promoviert. Für seine Doktorarbeit arbeitete er oft in unserer Bibliothek in Geiß-Nidda. Seine Dissertation werden wir in der Reihe *Archiv für Kirchengeschichte von Böhmen-Mähren-Schlesien* veröffentlichen. Eine Besprechung des Buches finden Sie auf Seite: 30. Wir führten mit ihm das folgende Interview:

Herr Pfarrer, Sie sind an der Theologischen Hochschule Vallendar zum Doktor der Theologie promoviert worden und hatten dazu eine Dissertation mit dem Thema „Tschechischer nationaler Mythos als politische Religion und Rückwirkung auf das Glaubensleben in den böhmischen Ländern 1848-1948“ eingereicht. Was hat Sie an diesem Thema fasziniert, dass Sie sich so intensiv damit beschäftigt haben?

Die Familie meines Vaters stammt aus Ostpreußen. Die Neubeheimatung an der Mosel war nicht Ergebnis der Vertreibungen von 1945. Die Familie kam 1919 nach Lieser, da mein Großvater in Ostdeutschland nach dem verlorenen Ersten Weltkrieg keine Stelle mehr fand. Dieser Zusammenhang hat mich sehr interessiert und so bin ich darauf gestoßen, dass schon nach dem Ersten Weltkrieg durch die Gebietsabtretungen an Polen, viele Menschen ihre angestammte Heimat verlassen mussten oder durch die geschwächte wirtschaftliche Situation in den Ostgebieten ihr Glück im Westen suchen mussten. Die Vertreibung oder Verdrängung der Deutschen aus Osteuropa begann schon vor dem Ersten Weltkrieg mit der Russifizierungspolitik des Zarenreiches im Baltikum. Nach dem Ersten Weltkrieg wurde der Prozess der Entgermanisierung vor allem durch Polen und die Tschechoslowakische Republik verstärkt. Im Grunde war aber das Programm einer Entgermanisierung Osteuropas schon Ende des 19. Jahrhunderts vorgezeichnet. In diesem Zusammenhang finde ich es bedauerlich, dass man sich bei der Konzeption des Vertriebenengedenkens zu sehr an den unmittelbaren Vertreibungsereignissen 1945 orientiert und die geistigen Wurzeln dieses Handelns vernachlässigt hat. Meine Arbeit soll in dieser Hinsicht eine Lücke füllen. Dass ich mich besonders mit dem Schicksal der Sudetendeutschen beschäftigt habe, verdanke ich dem Umstand, dass ich im Rahmen meiner seelsorgerischen Tätigkeit wiederholt Menschen aus dem böhmisch-mährischen Raum begegnet bin und diese seelsorglich begleitet habe. Dadurch ist mir bewusst geworden, welch tiefe Wunden das Ereignis der Vertreibung bei manchen Menschen geschlagen hat. Beson-

ders eindrucksvoll war in diesem Zusammenhang die Aussage einer Frau, dass sie am Gedanken an den Himmel besonders der Umstand schätze, dass sie daraus niemand mehr vertreiben könne.

Die Slawenapostel Cyrill und Method haben schon seit 863 in Mähren gewirkt. Sie sind dort Landespatrone und seit 1980 durch ein Apostolisches Schreiben von Papst Johannes Paul II. auch Europapatrone. Wie kommt es, dass trotz der Verehrung dieser Heiligen die Tschechische Republik eines der am meisten entchristlichten Länder Europas ist?

Das nationale Wiedererwachen der Tschechen war geprägt vom Kampf gegen die Habsburgermonarchie, die ja auch Schutzmacht der katholischen Kirche war. So richtete sich der Kampf auch gegen die katholische Kirche. Man versuchte in religiöser Hinsicht vor allem an Jan Hus anzuknüpfen, dessen Theologie man fälschlicherweise als typisch tschechisch betrachtete, weil Hus auch ein Gegner der Deutschen war. Der losgetretene Prozess mündete ein in die Gründung einer tschechischen Nationalkirche, die aber nicht den Zulauf erhielt, den man sich erhoffte. Die Bewegung hin zur religiösen Umorientierung vieler Tschechen in der zweiten Hälfte des 19. und in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts hatte keine religiösen, sondern nationale Ursachen. Das lässt sich auch in abgeschwächter Form für das Aufblühen der Cyrill- und Methodiusverehrung sagen. Für mich ist der Zusammenhang evident, dass aus der Unterordnung des religiösen Gedankens unter das Nationalgefühl das Glaubensleben allgemein geschwächt werden muss.

In diesem Jahr gedachten Tschechen und Deutsche des 600. Todestages von Jan Hus. Wie kommt es, dass sein Tod 1415 noch nach Jahrhunderten auch heute Einfluss hat auf die Religion der Tschechen?

Jan Hus gilt zu Recht als ein Vorläufer der Reformation. Dabei ist er theologisch weitgehend von Wicliff geprägt, wie Loserth aufgezeigt hat. Sein Wirken ist daher besonders für die Theologen reformierter Provenienz von großer Bedeutung. So wird er auch im Hushaus in Konstanz vorgestellt, als reformatorischer Theologe, der versucht hat, gegen die Missstände der mittelalterlichen Kirche vorzugehen, damit aber nicht durchdrang, ungerecht verurteilt und verbrannt wurde. So gilt er sicher in hussitischen Kreisen vor allem als Märtyrer des Glaubens. Da aber die Mitgliederzahl der Tschechoslowakisch-Hussitischen-Kirche seit 1930 ständig sinkt und heute nur noch bei 39 000 Gläubigen liegt, verliert auch der Tod von Jan Hus in religiöser Hinsicht an Bedeutung. Die besondere Problematik seines Todes liegt, wenn man von dem Umstand absieht, dass wir heute keine todeswürdigen Delikte mehr kennen, in der Tatsache begründet, dass

der ihm versprochene Geleitschutz vom deutschen Kaiser gebrochen worden ist. Ich glaube, dass die so erfolgte Hinrichtung von Jan Hus in einer deutschen Stadt unerschwellig immer noch dazu beiträgt, seinen Tod eher durch die nationale als durch die religiöse Brille wahrzunehmen, weil der Tod von Hus geeignet ist, den tschechischen Opfermythos zu bestätigen.

Wie beurteilen Sie den Einfluss des ersten Präsidenten Masaryk auf das Verhältnis von Religion und Politik in Tschechien?

Masaryk wird von manchen Autoren als „christlicher Professor“ gesehen. Dabei war er vor allem fortschrittsgläubig. Er ging davon aus, dass sich die Menschheit irgendwie evolutiv aus der Dunkelheit zum Licht erhebt. Die christlichen Konfessionen sind bei dieser Sicht der Dinge nur Durchgangsstationen der Entwicklung hin zu einem höheren Menschen, der am Ende dieses Prozesses sittlich gut handelt, ohne konfessionell gebunden sein zu müssen. Für Masaryk ist Jesus Christus nicht Lebensmittelpunkt und Zielpunkt der Geschichte, sondern eher eine bedeutende Persönlichkeit seiner Zeit, wie es zu späteren Zeiten andere bedeutende Persönlichkeiten gegeben hat und noch geben wird. Es liegt daher auf der Hand, dass Masaryk kein Förderer der katholischen Kirche war. Unter seiner Präsidentschaft wurde die Stellung der Kirche im Staat geschwächt. Es ist vor allem dem starken und lebendigen slowakischen Katholizismus zu verdanken, dass die von Masaryk ursprünglich angestrebte Trennung von Staat und Kirche nicht in aller Konsequenz durchgeführt werden konnte. Eine Verehrung des Präsidenten legt dem sich als fortschrittlich wählenden Tschechen nahe, sich zwar als religiös-sittliches Wesen zu verstehen, das aber, schon auf einer höheren sittlichen Bewusstseinsebene angekommen, keine konfessionelle Bindung mehr nötig hat. Letztlich hatte Masaryk in seiner Funktion als Vorbild der Nation für das katholisch-kirchliche Leben eine abträgliche Wirkung.

Der Zeitraum Ihrer Studie reicht bis 1948. Wie sehen Sie die Vertreibung von drei Millionen meist katholischen Sudetendeutschen im Zusammenhang mit Ihrem Thema?

Die Vertreibung der Sudetendeutschen wird heute allgemein vor allem als alleinige Folge der nationalsozialistischen Herrschaft gesehen und behandelt. Die Handlungszusammenhänge des unseligen Hitlerregimes boten sicher den unmittelbaren Anlass zur Vertreibung, waren aber nicht die eigentlichen Ursachen. Das wird auch übrigens selbst von Beneš ungewollt bestätigt, wenn er über die Vertreibung der Deutschen abschließend urteilt, dass damit eine geschichtliche Fehlentwicklung seit dem Mittelalter endlich korrigiert worden sei. Das geistige Instrumentarium, das eine Vertreibung der Deutschen als erstrebenswertes Ziel nahelegte, war bei ihrer Durchführung schon

lange vorhanden. Meine Arbeit weist den Vertreibungsgedanken in den wesentlichen Elementen der tschechischen Geschichtsmythen nach und deren Umsetzung in politischer und religiöser Hinsicht. Ich halte die Aufarbeitung dieser Gedanken für unerlässlich, um eine wirkliche Versöhnung zwischen Deutschen und Tschechen herbeiführen zu können. Die Verinnerlichung des tschechischen Nationalmythos als politische Religion hat darüber hinaus das christliche Glaubensleben in Böhmen und Mähren nachhaltig geschädigt. Eine Korrektur dieses Denkens halte ich für überaus wichtig, um der Neuevangelisierung nötigen Auftrieb verschaffen zu können.

Tschechischer nationaler Mythos und Religion 1848-1948

Ein neues Buch unseres Instituts ist nicht nur für jeden Sudetendeutschen, sondern auch für jeden Europäer von Interesse. In seiner aus vielen Quellen gespeisten Dissertation untersuchte der in der Schweiz tätige Pfarrer Helmut Gehrman die politische und nationale Entwicklung in den böhmischen Ländern von 1848-1948 im Hinblick auf die Religion. Er beschäftigt sich in dieser Arbeit mit der Problematik der Verhältnisse von nationalem Mythos und Nation und stellt sich die Frage, ob ein Mythos beispielsweise nur die Existenz einer Nation erklären will, oder ob Mythisches zur Rechtfertigung der Vorherrschaft einer Gruppe im Staat über eine andere instrumentalisiert wird.

Für die Vertreibung der Deutschen aus dem Gebiet der Tschechoslowakei ergeben sich für Gehrman zwei Thesen: „Tschechoslowakischerseits wird hervorgehoben, dass die Verbrechen des Nationalsozialismus Ursache für die Vertreibung der Deutschen aus dem Gebiet der Tschechoslowakischen Republik gewesen seien. Die deutschsprachige Bevölkerung Böhmens und Mährens sei durch ihr Votieren für den Anschluss an das nationalsozialistische Deutschland Hitlers ‚fünfte Kolonne‘ gewesen und hätte daher das Bleiberecht im tschechoslowakischen Staat verwirkt.“ Die These, die von sudetendeutscher Seite vertreten wird, besagt, dass die Ursache der Vertreibung „[...] ein altes Desiderat des tschechischen Nationalismus gewesen sei. Die tschechische Politik habe daher seit jeher in der Praxis als Mittel dazu die Zwangsassimilierung oder die Vertreibung ins Auge gefasst.“ Gehrman stellt nicht in Frage, „dass die Grausamkeit der nationalsozialistischen Zwangsherrschaft und die durch sie verursachte totale Niederlage des Deutschen Reiches die Vertreibung überhaupt erst möglich gemacht hat“. Er stellt in dieser Arbeit aber mythische

Elemente und politische Ansätze des tschechischen Nationalismus dar, die aus ihrer inneren Anlage heraus dazu drängten, eine radikale Lösung für die Regelung des Zusammenlebens der Tschechen mit den Deutschen in Böhmen und Mähren durchzusetzen. Ohne die mythische Überhöhung der tschechischen Geschichte und den Gedanken des Auserwähltseins ist die Vertreibung der Deutschen trotz nationalsozialistischer Verbrechen nur schwer zu denken.

Gehrmann setzt sich in diesem Buch tiefgründig mit den Elementen des Nationalmythos auseinander und beleuchtet dies an Hand der verschiedenen Regierungsformen. In der Monarchie erfolgte die „Ausübung der Macht in der Verantwortung vor Gott“. Durch die Französische Revolution sollten „nicht mehr die von Gottes Gnaden erwählten, sondern durch Wahlen ermittelten besten Vertreter des Volkes die Nationen beherrschen.“ Gehrmann stellt fest, dass dies in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts nur selten zur Ausprägung von demokratischen Staaten, eher zu einer Hinwendung zu totalitären politischen Systemen führte, „wie Bolschewismus in Russland, Rationalismus in Deutschland oder auch Faschismus in Italien und Spanien.“ [...] „Daher kann man im Ersten Weltkrieg die Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts erblicken.“

Pfarrer Gehrmann hatte bei seinen Forschungen in unserer Bibliothek und unserem Archiv in Nidda auch die Sammlung von Vertreibungsberichten sudetendeutscher Priester durchgearbeitet, die sehr deutlich zeigen, wie sich auch die katholische Kirche durch ihre tschechischen Priester diesem nationalen Mythos verbunden fühlte, was viele deutsche Priester schmerzlich spüren mussten, wenn sich ihre tschechischen Kollegen 1945 weniger als Mitbrüder denn als tschechische Kommissare aufführten. 70 Jahre nach diesem Geschehen muss das klar gesagt werden, denn im tschechischen Staatswappen heißt es: *Die Wahrheit siegt!* Sie kann aber nur siegen, wenn sie laut verkündet wird. Dass dies Pfarrer Gehrmann tut, macht das Buch so wertvoll.

Helmut Gehrmann, **Tschechischer nationaler Mythos als Politische Religion und Rückwirkung auf das Glaubensleben in den böhmischen Ländern 1848–1948**, 528 Seiten, Euro 29.80

Bitte unterstützen Sie die Arbeit
unseres Instituts auch weiterhin durch Ihre Spende!

Unser BÜCHERANGEBOT

Neue Bücher:

Gehrmann, **Tschechischer nationaler Mythos als Politische Religion und Rückwirkung auf das Glaubensleben in den böhmischen Ländern 1848-1948**, (= Archiv für Kirchengeschichte von Böhmen-Mähren-Schlesien, Band XVII.) 528 Seiten, 29,80 EUR

Nidda-New York-Eger. Gedenkschrift zum 100. Geburtstag von Siegfried Strauss, eines jüdischen Niddaers und Festschrift zum 70. Geburtstag von Wolfgang Stingl. 208 Seiten, EUR 14,80.

Böhmisch-mährische Medaillons als Festschrift zum 70. Geburtstag von Rudolf Grulich, Herausgegeben vom Haus Königstein, Nidda, 416 Seiten, EUR 19,80.

Brigitte Muth-Oelschner, **Wo Gott nicht sein darf, schickt er einen Engel**. 279 Seiten. EUR 10,00.

Adolf Hampel, **Mein langer Weg nach Moskau**. 176 Seiten, EUR 12,80.

Rudolf Grulich, **Maria - Königin des Ostens. Wallfahrten zu marianischen Pilgerorten Osteuropas**. 164 Seiten, EUR 5,00.

Emil Valasek, **Der Kampf gegen die Priester im Sudetenland**. 240 Seiten, EUR 19,80.

Rudolf Grulich, **Christen unterm Halbmond. Vom Osmanischen Reich bis in die moderne Türkei**. 176 Seiten, EUR 16,80.

Rudolf Grulich, **Konstantinopel. Ein Reiseführer für Christen**. 287 Seiten, EUR 14,80.

Arnold Spruck, **Wittichenau und die Länder der böhmischen Krone. Geschichte einer Nachbarschaft über 760 Jahre**. 272 Seiten, EUR 19,80.

Reihe Kirche und Heimat. Materialien zur Vertriebenenseelsorge:

Band 1: Rudolf Grulich – Wolfgang Stingl (Hrsg.), **80 Jahre im Weinberg des Herrn**. Zum 80jährigen Priesterjubiläum von Geistlichem Rat Alois Tille. 144 Seiten, EUR 7,80.

Band 2: Rudolf Grulich – Adolf Hampel (Hrsg.), **Kirche und Heimat. Vertriebenenseelsorge im Bistum Mainz**. 207 Seiten, EUR 9,80.

Band 3: Hermann Heinisch, **„Dort auch bist ja Du mir nahe“**. Ein Rückblick in die Vergangenheit der Schicksalsjahre 1940 bis 1948. 384 Seiten, EUR 14,80.

Band 4: Rudolf Grulich – Wolfgang Stingl (Hrsg.), **Kirchliche Beheimatung in Franken**. 224 Seiten, EUR 14,80.

Band 5: Walter Schwarz, **Das Todesproblem in der Dichtung „Der Ackermann und der Tod“**. Mit einer Einführung von Rudolf Grulich, einer Melodram-Fassung und einem Opernlibretto von Dusan Robert Parizek. 112 Seiten, EUR 7,80.